

Pfarrdienst und Gemeindeleben im Wandel der letzten 150 Jahre

Referat bei der Bezirkssynode des Evangelischen Kirchenbezirks Weinsberg

Freitag, 18. März 2011

Pfarrer Dr. Michael Kannenberg

Meine Damen und Herren!

Pfarrdienst und Gemeindeleben im Wandel der letzten 150 Jahre ist mein Thema. Damit sind zwei Vorgaben gemacht, die für uns alle wahrscheinlich in unterschiedlichem Maße selbstverständlich sind. Zum einen, dass es in einer Kirchengemeinde immer ein Miteinander und Gegenüber von Pfarrdienst und Gemeindeleben gibt; und zum anderen, dass sich dieses wechselvolle Miteinander und Gegenüber schon immer und immer weiter im Wandel befindet. Beide Vorgaben möchte ich zu Beginn kurz beleuchten.

Pfarrdienst und Gemeindeleben – für uns, für Sie alle sind das, so denke ich, zwei Dinge, die in einer Kirchengemeinde zusammengehören. Was wäre die Pfarrerin ohne die Mitarbeitenden? Und wie sehr wartet eine Kirchengemeinde mit vakanter Pfarrstelle darauf, dass im Pfarrhaus endlich wieder Licht brennt? Manchmal hat man ja den Eindruck, wenn ein Pfarrer seine neue Pfarrstelle antritt, dann wartet er darauf, dort das Reich Gottes anzutreffen – oder doch zumindest dessen Vorhof. Umgekehrt scheinen pfarrerlose Kirchengemeinden bisweilen auf den Messias zu warten, der in ihrem Ort aufziehen möge.

Doch es gibt auch Gegenbeispiele. Noch vor zweihundert Jahren war so mancher Pfarrer heilfroh, wenn er möglichst wenig von seiner Gemeinde zu sehen bekam und sich still vergnügt entweder seinen wissenschaftlichen Studien oder seinem Pfarrgarten widmen konnte. Und umgekehrt ist mir mindestens ein Fall bekannt, in dem eine württembergische Kirchengemeinde den Oberkirchenrat darum bat, die Pfarrstelle *nicht* neu zu besetzen. Man käme sehr gut auch ohne aus. Zwanzig Jahre ist das her.

Doch wir alle wissen: Der Normalfall ist das nicht. Pfarrdienst und Gemeindeleben – das sind fast überall die zwei Seiten der Medaille Kirchengemeinde, manchmal mehr im Miteinander, manchmal mehr im Gegenüber. Und beide,

das sei ergänzt, das Miteinander wie das Gegenüber haben Licht- und Schattenseiten.

Die andere Vorgabe, die das Thema uns macht, ist, dass das Miteinander und Gegenüber von Pfarrdienst und Gemeindeleben sich im Wandel befinden. Und dieser Wandel wird, zumal in den Zeiten regelmäßig wiederkehrender Pfarrpläne, durchweg als Belastung empfunden. Zugespitzt formuliert: Christus soll wiederkehren – aber nicht schon wieder eine neue Pfarrplanrunde! Ja, Wandel kann sehr anstrengend sein. Da nützen auch kluge Weisheiten wenig: *Ecclesia semper reformanda*. Die Kirche ist stets reformbedürftig, so heißt es schon seit alten Zeiten. Aber das ist theologische Weisheit, so richtig sie sein mag. Im Alltag einer Kirchengemeinde kann der ständige Wandel dagegen große Unsicherheit, ja Frustration und Resignation zur Folge haben.

Ein Missverständnis wäre es allerdings zu glauben, erst unsere Generation sei diesem Wandel unterworfen, erst in unserer Zeit seien die Kirchengemeinden unter Reformdruck geraten. Dieses Missverständnis mag besonders dort aufkommen, wo Kirchengemeinden nach dem Zweiten Weltkrieg über mehrere Jahrzehnte hinweg eine Zeit der Kontinuität erlebt haben. Subjektiv dürfte dieser Eindruck durchaus berechtigt sein. Vier Jahrzehnte Bundesrepublik von 1949 bis 1989 waren eine Zeit der Stabilität und Kontinuität, auch und gerade in württembergischen Kirchengemeinden. Bei genauerem Hinsehen jedoch wird auch hier deutlich: Pfarrdienst und Gemeindeleben sind und waren seit jeher im Wandel begriffen. Ich möchte Ihnen das zeigen, indem ich einen Blick zurück werfe auf die Zeit vor 150 Jahren. Danach werde ich die Entwicklungen seitdem skizzieren, um zum Schluss einen Blick in die Zukunft zu wagen.

I. Pfarrdienst und Gemeinde vor 150 Jahren

Ich lade Sie zu einer Zeitreise ein, 150 Jahre zurück, in das Jahr 1861. Noch lebt Justinus Kerner in seinem Haus. Noch regiert König Wilhelm, inzwischen im 80. Lebensjahr. Im **Gottesdienst** sind wir es gewohnt, für den Regenten, seine Frau Pauline und die ganze Königsfamilie Fürbitte zu halten. Neben dem Pfarrer hat unsere Kirchengemeinde übrigens nur einen weiteren Mitarbeiter: Der Lehrer ist gleichzeitig Mesner und Organist. Gottesdienste werden nicht nur sonntags,

sondern auch unter der Woche gefeiert, besonders an den zahlreichen Bußtagen.

Über den Gottesdienstbesuch wird strenge Aufsicht geführt. Regelmäßig tagt der **Kirchenkonvent**, bestehend aus dem Pfarrer, dem Schultheißen (also Bürgermeister) und zwei weiteren Räten. Der Kirchenkonvent wacht über das gesamte individuelle und soziale Verhalten der dörflichen Bevölkerung, schreitet – wenn nötig – mahnend oder strafend ein. In den Kirchenkonventsprotokollen wird alles festgehalten: Versäumnisse der Sonntags- und Wochengottesdienste, weitere Formen der Sonntagsentheiligung (z.B. durch Arbeit), Fluchen, Schwören, Wahrsagen und Zaubern; weiter: Sauferei, Völlerei und Üppigkeit, Kartenspiel, unerlaubte Tänze und das Treiben in den Lichtstuben; dann auch: Streitigkeiten zwischen Nachbarn und Eheleuten, außerehelicher Geschlechtsverkehr, nicht-eheliche Schwangerschaften und Ehebruch; aber auch: die Schulaufsicht, Ahndung von Schulversäumnissen, die Aufsicht über die elterliche Kindererziehung und weitere Zuständigkeiten in den Bereichen Armensachen und Sozialfürsorge, z.B. Almosen, Schulgeld, Pflugschaften.¹ In all diese Fragen ist der Pfarrer als Vorsitzender des Kirchenkonvents einbezogen. Das ganze Sozialleben der örtlichen Bevölkerung steht unter der Aufsicht und Kontrolle des Pfarrers. Allerdings ist der Pfarrer durch seine Tätigkeit im Kirchenkonvent auch ganz anders in die Tiefen und Untiefen des alltäglichen Lebens hinein verstrickt.² Salopp gesagt: Er ist mit dem prallen Leben täglich live konfrontiert. Als Kind der bürgerlichen Mittelschicht – und das sind wir Pfarrerrinnen und Pfarrer heute ja in den meisten Fällen – müsste man da schon jeden Werktag nachmittags RTL2 schauen, um Ähnliches zu erleben.

Zurück in das Jahr 1861. Kirchengemeinde und bürgerliche Gemeinde sind – noch – eine Einheit. Alle im Ort sind evangelisch, na ja fast alle. Zwei, drei wüstgläubige gibt es in jedem Ort, doch die haben nichts zu sagen. Auch **Kirche und Schule** sind eine Einheit. Der Pfarrer hat die Schulaufsicht. Wöchentlich visitiert er die Schule, überprüft die Tagebücher, prüft die Schüler, lobt und tadelt die Lehrer, kümmert sich um die Ausstattung der Schule.³

¹ <<http://www.archiv.elk-wue.de/cms/startseite/hilfestellungen/quellenkunde/kirchenkonventsprotokolle>>; Abruf: 01.03.2011.

² Vgl. Beate Popkin, Der Kirchenkonvent in Württemberg, in: BWKG 96 (1996), S. 98–118.

³ Vgl. 450 Jahre Kirche und Schule in Württemberg, hg. vom Pädagogisch-Theologischen Zentrum Stuttgart, Stuttgart³1987, S. 203.

Neben Gottesdienst, Sozialaufsicht und Schule hat der Pfarrer eine meist recht überschaubare **Verwaltung** zu erledigen. Er ist in das Berichtswesen der königlich-württembergischen Verwaltung eingebunden, muss in regelmäßigen Abständen Berichte schreiben, die an das in der Oberamtsstadt gelegene Dekanamt gehen. Dort trifft sich auch der **Pfarrkranz**, Diözesanverein genannt. Der Lehrensteinsfelder Pfarrer ist in einer knappen Stunde dort; seine Kollegen aus Löwenstein oder Wüstenrot brauchen da länger, aber solche Gänge zu Fuß sind sie gewohnt, auch wenn man da einige Stunden unterwegs ist. Da hat man schon genug Zeit, sich auf die nächste Predigt gedanklich vorzubereiten.

Und das Gemeindeleben werden Sie fragen? Bisher war doch nur vom Pfarrer die Rede. Ich könnte zurückfragen: Welches Gemeindeleben? Christengemeinde und Bürgergemeinde sind doch eins. Der Alltag des Orts ist der Alltag der Kirche. Wenn die Sonne morgens aufgeht, beginnt das Leben der Gemeinde im Stall, auf dem Feld, in der Werkstatt, in der Küche. Abends, wenn die Sonne untergeht, dann gibt es noch das Wirtshaus oder die *Vorsetz*. Und das war's dann auch schon. Der Pfarrer schreibt noch den einen oder anderen Brief zur guten Nacht. Soweit meine Skizze von Pfarrdienst und Gemeinde vor 150 Jahren.

II. Entwicklungen bis in die Gegenwart

Viel, sehr viel hat sich seitdem geändert. Und es sei nicht verschwiegen: Im Jahr 1861 hatten sich manche dieser Veränderungen schon angekündigt. Auch in Württemberg hatte sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts ein vielfältiges **Vereinsleben** entwickelt. Bürgerinnen und Bürger, mehr noch in den Städten als auf dem Land, wollten nicht mehr nur passive Untertanen sein, sondern nahmen ihr Geschick in ihre eigenen Hände und begannen, ihre Lebenswelt selbst zu gestalten. Im 19. Jahrhundert blüht das Vereinswesen auf. Gesangsvereine und Turnvereine, Schützenvereine und Frauenvereine. Im kirchlichen Bereich entstehen diakonische Vereine und Missionsvereine. Und das sind nicht einmal die ersten Gründungen. Wenn man so will, sind die pietistischen Privatversammlungen – im Schwäbischen *d'Stond* genannt – eine Vorform solcher unabhängig von der Obrigkeit gegründeten Vereine.

Dann kamen die großen Veränderungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seit Napoleon war Württemberg ja nicht mehr rein evangelisch, sondern hatte katholische Landesteile hinzugewonnen. Zumal in den größeren Orten gab es jetzt immer öfter Bewohner beider Konfessionen, oder gar dreier, wenn ich die jüdische Bevölkerung hinzunehme. Christengemeinde und Bürgergemeinde waren keine Einheit mehr; deshalb wurden sie in Württemberg 1887 auch offiziell getrennt. Diese Trennung war in erster Linie eine **Vermögensstrennung** zwischen bürgerlichem und kirchlichem Eigentum. Mancherorts hat diese Trennung, damals Ausscheidung genannt, noch bis heute Nachwirkungen. Fragen Sie mal Ihren Kirchenpfleger! In manchen Orten muss sich die bürgerliche Gemeinde zum Beispiel am Unterhalt des Kirchturms, der Glocken und der Turmuhr beteiligen. Die Grundlage dafür wurde 1887 gelegt.

Eine weitere einschneidende Veränderung brachte die Ergänzung der kirchlichen Gebäude durch die **Gemeindehäuser**. Es entstand neben der Kirche ein zweiter Pol innerhalb der Kirchengemeinde. Der Grund dafür ist leicht nachzuvollziehen: In dem Moment, in dem sich auch innerhalb der Kirchengemeinde Gruppen, Kreise und Vereine zu gründen begannen, brauchten diese auch Orte für ihre Zusammenkünfte. Manchmal wurde das Pfarrhaus neu geplant und ein Pfarrsaal eingebaut. Andernorts ging man gleich dazu über, eigene Gemeindehäuser zu errichten. In den Gemeindehäusern versammelte sich die Kirchengemeinde auch über den Gottesdienst hinaus, aber dies eben erst seit dem Wechsel vom 19. zum 20. Jahrhundert!⁴ Ich glaube, man kann ohne dabei zu übertreiben behaupten, die Einführung von Gemeindehäusern sei die Veränderung mit den nachhaltigsten Auswirkungen im Gemeindeleben der vergangenen 150 Jahre. Anders gesagt: Es entsteht überhaupt erst ein kirchliches Gemeindeleben, das sich von dem bürgerlichen Gemeindeleben unterscheidet! Denn im Gemeindehaus trifft sich eben nicht mehr die ganze Gemeinde, sondern einzelne Gruppen, Kreise oder Vereine. Das Gemeindehaus ist damit ein Zeichen für das Auseinandergehen von bürgerlicher Gemeinde und Kirchengemeinde. Oder kritischer formuliert: Es ist ein Vehikel dieser Entwicklung! Das heißt, es fördert die Differenzierung innerhalb eines Ortes, aber auch innerhalb einer Kirchengemeinde.⁵

⁴ Vgl. Klaus Raschok, Art. Gemeindezentrum, in: RGG⁴, Bd. 3, Tübingen 2000, Sp. 630f.

⁵ Vgl. Uta Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt, Göttingen 2003, S. 99-101.

Denn gleichzeitig mit den Gemeindehäusern entsteht etwas, das man vor 150 Jahren so noch nicht gekannt hat: die sogenannte **Kerngemeinde**. Zum Gottesdienst in der Kirche kommen – mindestens sporadisch, also an Weihnachten oder zu den Kasualgottesdiensten – noch alle. Zu den Gruppen und Kreisen, die sich im Gemeindehaus versammeln, kommen dagegen nur noch die Engagierten oder die je nach dem Betroffenen. Für das Pfarramt bedeutet diese Entwicklung eine vollkommen neue Aufgabe: Es wird zu der Institution, die innerhalb einer Kirchengemeinde beide Pole – Kirche und Gemeindehaus – überspannen und zusammenhalten muss. Das Pfarramt muss beides im Blick behalten, die Volkskirche und die Kerngemeinde, die Engagierten und die Distanzierten.

Dass das Pfarramt diese Aufgabe im Laufe des 20. Jahrhunderts einigermaßen erfolgreich meistern konnte, hat zumindest in Deutschland seinen Grund in der Geschichte unseres Landes. Die Zeit des Dritten Reiches, der Judenverfolgung, des Zweiten Weltkrieges und des nachfolgenden Wiederaufbaus hat dem Pfarrdienst eine unverhoffte und manchmal auch unverdiente neue Autorität verliehen. Zwar war das **Pfarrhaus** nur selten ein Ort des Widerstandes im Dritten Reich, aber doch mindestens oft ein Ort der Integrität und der Kontinuität über den Wechsel der Zeiten hinweg. Theologen wie Karl Barth, Rudolf Bultmann oder Helmut Thielicke boten die theologische Grundlage für diese Autorität, die das Pfarramt in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts beanspruchen konnte.

Allerdings war auch diese neu gewonnene Autorität nur von Zeit. Denn auch im Raum der Kirchen spiegelten sich Entwicklungen wider, die wir gemeinhin mit der Jahreszahl **1968** verbinden. Alle gesellschaftlichen Autoritäten wurden in Frage gestellt. Die Bindekraft von Gewohnheiten und Institutionen begann nachzulassen. Manche Änderung dieser Zeit ist uns dabei mittlerweile zur willkommenen, ja manchmal heilsamen Selbstverständlichkeit geworden. Ich denke zum Beispiel an die Öffnung des Pfarrberufes für Frauen. Eigentlich unvorstellbar, was sich Jahrhunderte und Generationen vergeben haben, indem sie auf Pfarrerinnen und ihre Begabungen verzichtet haben! Frauen im Pfarramt war sicher eine Änderung, die die Strahlkraft der evangelischen Kirche in die Gesellschaft hinein wesentlich erhöht hat.

Andere Entwicklungen haben eher umgekehrt ihre Wirkungen von außen in die Kirche hinein entfaltet, ohne dass diese etwas dafür oder dagegen tun konnte. Man hat diese Entwicklungen auch als sogenannte Mega-Trends bezeichnet. Wir kennen sie unter den Begriffen **Individualisierung und Pluralisierung**. Das Individuum wird zum Maßstab, die Gemeinschaft verliert an Bedeutung. Und alle diese einzelnen Individuen erhalten immer mehr Möglichkeiten der Wahl und der Entscheidung. Denken Sie nur an das Telefonieren! Vor vierzig Jahren telefonierte man noch mit dem grauen Telefon und das war überall das Gleiche. Und abends nach 18 Uhr konnte man zwar billiger telefonieren, aber oft bekam man für Ferngespräche keine Verbindung. Heute muss ich mich zwischen Festnetz und Mobilnetz entscheiden, zwischen kabellos oder stationär, zwischen 100 Handys, 200 Anbietern und 785 unterschiedlichen Tarifen. Wahlmöglichkeiten ohne Ende – und das in allen Lebensbereichen, auch im religiösen Bereich. Neuerdings spricht man schon vom Religionsmarkt mit Kirchen, Konfessionen und religiösen Gemeinschaften als den Anbietern. In Zeiten der Mobilität kann ich nicht nur wählen, ob ich in Lehrensteinsfeld oder in Weinsberg zum Gottesdienst gehe, sondern ich kann überhaupt ohne weitere Komplikationen die Konfession wechseln oder gar die Religion, sogar mehrfach innerhalb eines Lebens. Es entsteht das, was man neudeutsch auch *Church-Hopping* nennen könnte, das Wechseln der Konfession nach Lust und Laune.

Wonach suchen die Menschen? Knapp formuliert: nach Nahrung für die Seele. Nicht Bildung oder Wissen sind heute gefragt; deswegen sind Bibelstunden eine aussterbende Gattung. Nein, es geht um Seelennahrung, die in Gottesdiensten und Gemeinschaften unterschiedlichster Art gesucht wird, um **menschliche Nähe**. Und da liegt das ganze Problem. Denn wo Nähe nicht oder nicht mehr empfunden wird, wechselt der moderne Mensch kurzer Hand den Anbieter, auch in religiösen Dingen.

Nun finden sich also Pfarrerinnen und Pfarrer, Kirchengemeinden und Gemeindeglieder auf einem Markt wieder, auf dem sie konkurrierenden Anbietern ausgesetzt sind. Und müssen ihre Arbeit – oder sollte man vielleicht sagen, ihre Angebote ganz neu ausrichten. Es entstehen neue Fragen: Was ist unser Eigenliches? Woran wollen wir erkennbar sein? Sollen alle alles anbieten? Dürfen wir einander Konkurrenz machen? Konkurrenz belebt das Geschäft, aber fördert sie auch die Gnade, die wir verkündigen sollen? Und so weiter. Viele Fragen, die Ihnen nur zu vertraut sind. Wenn Sie jetzt diese Fragen der Gegenwart ver-

gleichen mit meiner Skizze von Pfarrdienst und Gemeinde vor 150 Jahren, dann merken Sie: Es hat sich viel geändert, manchmal mehr als wir uns im Alltag bewusst machen. Und wir müssen uns eingestehen: Wir können die Veränderungen nicht aufhalten. Alle Zeit wird Veränderungen bringen. Die Frage ist allerdings: Wollen wir uns diesen Veränderungen willenslos aussetzen? Oder wollen wir sie mitgestalten?

III. Pfarrdienst und Gemeinde in 15 Jahren

Ich bin Historiker, Fachmann für die Vergangenheit und daher kein Experte in Zukunftsfragen. Gestatten Sie mir dennoch, zum Abschluss einen kleinen Blick in die Zukunft zu werfen. Wenn sich Pfarrdienst und Gemeindeleben in den vergangenen 150 Jahren fortwährend verändert haben, dann bedarf es keiner prophetischen Gaben, um zu wissen, dass auch in Zukunft das Zusammenspiel von Pfarramt und Kirchengemeinde dem Wandel unterworfen sein wird. Nur, in welche Richtung wird es gehen? Ich kann an dieser Stelle nur Themen anreißen, Fragen in den Raum stellen. Ich will mich dabei auf Entwicklungen der nächsten 15 Jahre beschränken.

Der Seele einen Raum geben. Wenn Menschen in Zukunft neu nach der Kirche fragen, die Kirche neu als wichtig für ihr Leben entdecken, dann deswegen, weil Kirchen Orte sind, die der Seele einen Raum geben. „Du stellst meine Füße auf weiten Raum“ (Ps 31,9) – das heißt, Menschen in der Hektik und dem Entscheidungs-Stress unserer Zeit einen anderen Ort anbieten, einen Raum, an dem die Seele durchatmen kann. Kirchengemeinden werden in den kommenden Jahren ihre Kirchgebäude neu entdecken und zu schätzen wissen.

Sich Zeit schenken lassen. Wenn Menschen in Zukunft neu nach der Kirche fragen, die Kirche neu als wichtig für ihr Leben entdecken, dann nicht deswegen, weil die Kirche einen Event nach dem anderen veranstaltet. Das können in unserer Spaßkultur andere besser. Und auch nicht deswegen, weil die Kirche in immer kürzeren Abständen meint, das Rad ein weiteres Mal erfinden zu müssen. Das haben andere schon getan. „Meine Zeit steht in deinen Händen“ (Ps 31,16) – das heißt, Menschen in der immer weiteren Beschleunigung unseres Alltags wieder Langsamkeit zu schenken. Kirchengemeinden werden in den kommenden Jahren ihre Gottesdienste neu entdecken – ihre ganz normalen

Gottesdienste, vielleicht nicht nur am Sonntagmorgen, aber auch dann, vielleicht auch nicht immer unter Leitung einer Pfarrerin oder eines Pfarrers, sondern eines engagierten Gemeinde-Teams, so oder so: Zeiten der Unterbrechung des Alltags, Zeiten ohne Entscheidungen, geschenkte Zeit.

Der Welt das Gesicht zuwenden. Wenn Menschen in Zukunft neu nach der Kirche fragen, die Kirche neu als wichtig für ihr Leben entdecken, dann deswegen, weil die Kirche neu lernt in der Welt zu leben und sich nicht in ihre Wohlfühl-Ecken zurück zu ziehen. „Tu deinen Mund auf für die Stummen“ (Spr 31,8) – das heißt in die Welt gehen, unsere kleinen Kreise verlassen und dort wirken, wo wir auf die Geringsten unserer Geschwister treffen. Kirchengemeinden werden in den kommenden Jahren ihre diakonischen Begabungen neu entdecken, das Christsein im Angesicht der Welt.

Manchmal, ich weiß, manchmal hat man das Gefühl, einem Sturm der Veränderungen hilflos gegenüber zu stehen und würde sich am liebsten davor verstecken. Ich glaube dennoch, wir setzen uns besser dem Sturm aus. Dabei müssen wir ja nicht tatenlos bleiben. Die Richtung des Sturmes können wir nicht ändern, aber wir können mutig ein Segel setzen und Fahrt aufnehmen. Und manchmal, wenn nötig, können wir mit Hilfe des Segels auch gegen den Wind kreuzen.